

# Menschliche *sphexishness*

Warum wir immer wieder dieselben Fehler machen\*

Christopher von Bülow<sup>†</sup>

22. März 2001

## Zusammenfassung

Woran liegt es, wenn wir bestimmte unangemessene Dinge immer wieder tun, d. h. wenn wir *sphexish* sind? Daran, dass wir uns Routinen und Meinungen – Meme – angeeignet haben, die uns nicht mehr bewusst sind, von denen wir nur schwer ablassen können und die selbsterhaltend wirken.

## 1 Unangemessenes Tun und böartige Schleifen ohne Lernfortschritt: *sphexishness*

Wir alle stecken gelegentlich in Schleifen, wo wir irgendein Verhaltensmuster wiederholen oder immer wieder in dieselbe Sorte von Zustand oder Prozess geraten. So kann es vorkommen, dass uns eine Melodie (ein „Ohrwurm“) nicht aus dem Kopf geht oder dass wir, wenn wir unkonzentriert sind, mehrmals hintereinander denselben Satz lesen, ohne dass die Worte wirklich registriert werden. Anna verliebt sich vielleicht immer wieder in Männer, die ihrem Vater ähneln; Marty McFly, der Held des Films *Zurück in die Zukunft*, nimmt auf den Vorwurf der Feigheit hin auch die gefährlichsten Herausforderungen an.

Es können verschiedene Sorten von Ereignis sein, die sich in einer Schleife wiederholen. Man könnte auch den Wechsel von Tag und Nacht oder den Zyklus der Jahreszeiten als Schleifen betrachten, in denen wir stecken; aber ich interessiere mich hier nur für **Schleifen**<sup>1</sup> in dem Sinne, dass jemand immer wieder dasselbe *tut*. Dabei soll allerdings „tun“ doch relativ weit aufgefasst werden, so dass mentale und körperliche Prozesse eingeschlossen sind, von denen wir normalerweise eher sagen würden, dass sie „in uns vorgehen“ oder „uns passieren“, wie eben etwa sich verlieben oder eine Melodie „im Kopf hören“.

Als Kandidaten für das sich in einer Schleife wiederholende „**Tun**“ kommen also etwa folgende Sorten von Ereignis in Betracht:

---

\*Dieser Text ist unvollendet und wird es vermutlich auch bleiben. Die meisten der Ideen, auf die es mir ankam, sind aber darin enthalten. Der Anfang einer neueren, detaillierteren Ausarbeitung dieses Themas ist unter [www.uni-konstanz.de/FuF/Philo/Philosophie/philosophie/files/sphexnew.pdf](http://www.uni-konstanz.de/FuF/Philo/Philosophie/philosophie/files/sphexnew.pdf) zu finden.

<sup>†</sup>eMail: [Christopher.von.Buelow@uni-konstanz.de](mailto:Christopher.von.Buelow@uni-konstanz.de); Website: [www.uni-konstanz.de/FuF/Philo/Philosophie/philosophie/index.php?article.id=88](http://www.uni-konstanz.de/FuF/Philo/Philosophie/philosophie/index.php?article.id=88).

<sup>1</sup>Ich hebe mit Fettdruck die Stellen hervor, an denen die Bedeutung von zentralen Begriffen festgelegt wird.

- die Ausführung eines bestimmten *Verhaltens*, i. a. gekoppelt an Situationen eines gewissen Typs (wie etwa bei Marty McFly, oder wenn jemand aus Langeweile Süßigkeiten isst);
- unwillkürliche *körperliche* Vorgänge (z. B. Verspannungen, den Kopf einziehen, sich klein machen, die Lippen zusammenpressen, aber auch Reflexhandlungen oder Immunreaktionen);
- *mentale* Vorgänge, bestimmte Gedanken, Gefühle, Erinnerungen oder Vorstellungen (z. B. der Ohrwurm oder die mit einer Depression verbundenen Gefühle von Aussichtslosigkeit und Ohnmacht) oder auch Strategien beim Umgang mit bestimmten mentalen Vorgängen (z. B. Gedanken an eine lästige Pflicht sofort zu verdrängen);
- wie man Situationen eines bestimmten Typs *interpretiert* (z. B. wenn eine Frau interessierte Blicke von Männern immer als herabwürdigend erlebt oder ein Mann jede Aufmerksamkeit von Frauen dahingehend interpretiert, dass diese eine Beziehung zu ihm wollen).

Häufig bestehen Schleifen aus einer ganzen Kaskade solcher Vorgänge: Eine Situation löst eine Interpretation aus, die mit bestimmten Gedanken und Gefühlen verbunden ist und von einer unterschweligen Verkrampfung begleitet wird, und als Reaktion auf die so interpretierte Situation erwächst in einem der Drang zu einem bestimmten Verhalten.

Aus manchen Schleifen kann man sehr leicht ausbrechen (etwa wenn man bemerkt, dass man gerade zum vierten Mal „z. B.“ geschrieben hat), aus anderen nur mit großer Mühe oder gar nicht (Extremfälle sind Süchte, Phobien und Zwangshandlungen). Das Unvermögen, zu bemerken, dass man in einer Schleife steckt, *und* aus ihr auszubrechen, nennt Douglas R. Hofstadter (1986, S. 529 ff.) *sphexishness*, nach der Grabwespe *Sphex ichneumoneus*, die unter bestimmten Versuchsbedingungen den mechanischen Charakter ihres scheinbar umsichtigen Verhaltens offenbart.<sup>2</sup> Lebewesen können in verschiedener Hinsicht und in unterschiedlichem Maße *sphexish* sein; ein geringes Maß an *sphexishness* bedeutet ein hohes Maß an *antisphexishness*. Letzteres scheint eine Art von (Willens-)Freiheit und als solche erstrebenswert zu sein. (Hofstadter (1986, S. 529) schlägt vor, dass ein Höchstmaß an *antisphexishness* mit *Bewusstsein* gleichzusetzen sei. Ich zweifle daran: Ich glaube, wir sind, obschon bewusst, doch alle in mehr oder weniger geringem Maße *sphexish*.)

Nicht alle Schleifen sind so „böartig“ wie die bisher genannten Beispiele: Wir atmen ununterbrochen ein und aus; wir gehen jeden Abend ins Bett, um zu schlafen; wir lesen immer wieder Bücher; wir lernen immer wieder neue Menschen kennen; usw. Eine besonders „gutartige“ Schleife ist es, wenn Otto auf andere Leute stets mit der stillschweigenden Annahme zugeht, dass sie ihn mögen werden, denn ein solcher Glaube kann zur selbsterfüllenden Prophezeiung werden und so bewirken, dass Ottos Sozialleben gut funktioniert. (Dieses Beispiel zeigt, dass es manchmal in unserem Interesse sein kann, eine falsche Meinung zu haben.)

Im allgemeinen werden wir nur aus den **bösartigen** Schleifen ausbrechen wollen, also aus denjenigen, in denen unser Tun (für uns, in Situationen des betreffenden Typs) *unangemessen* ist. Unser Tun ist **unangemessen** (für uns in einer bestimmten Situation) genau dann, wenn es (a) ein Tun gibt, mit dem wir unseren Interessen

<sup>2</sup>s. auch Dennett 1984

deutlich besser dienen würden, und wir (b) auch kompetent sind, seine Dienlichkeit zu erkennen und es auszuführen. (Ein Chirurg in der Antike mag zwar Wein zur Hand haben und ist natürlich körperlich fähig, diesen auf offene Wunden zu gießen. Dies hätte eine nützliche Desinfektionswirkung. Er ahnt aber nichts von der Dienlichkeit eines solchen Tuns, weil die Medizin zu seiner Zeit noch nicht so weit ist, und man kann nicht von ihm erwarten, dass er auf diese für ihn abwegige Idee kommt und ihr nachgeht. Für ihn ist also die Unterlassung solcher Desinfektionsmaßnahmen angemessen, weil ihm aufgrund seines medizinischen Wissensstandes die Kompetenz fehlt, ihre Dienlichkeit einzusehen. – Wenn hingegen ein Einbeiniger auf eine Gruppe von Skinheads stößt, so wird ihm zwar sofort klar sein, dass es besser wäre wegzurennen, aber er ist einfach physisch nicht kompetent, diese Handlung auszuführen. Auch seine Unterlassung ist also angemessen.) Ich fasse **sphexishness** daher auf als das Unvermögen, zu bemerken, dass man in einer *bösartigen* Schleife steckt, und aus ihr auszubrechen.<sup>3</sup>

Wir sind *sphexish*, wenn wir nicht fähig sind, *beides* zu tun: die Schleife zu bemerken und aus ihr auszubrechen. Umgekehrt: Wir sind nur dann *antisphexish*, wenn wir *fähig* sind, beides zu tun. Ein Zwangsneurotiker kann sich durchaus dessen bewusst sein, dass er gerade in einer bösartigen Schleife steckt; aber solange er nicht auch aus ihr ausbrechen kann, ist er in dieser Hinsicht *sphexish*. Der umgekehrte Fall, dass jemand zwar die (Bösartigkeit der) Schleife nicht bemerkt, aber dennoch aus ihr ausbrechen kann, ist wohl nicht möglich.

Ich verwende „unangemessen“ als dreistellige Relation: Ein Tun ist (un)angemessen *für* jemanden *in* einer Situation. Ich unterstelle nicht, dass für alle Situationen ein Tun existiert, das für *alle* Personen in dieser Situation angemessen ist. Mein Begriff von unangemessen ist weder normativ noch objektivistisch.

Nicht nur *Handlungen* können unangemessen sein. Wenn jemand ein einmaliges Versagen als allgemeines Armutzeugnis deutet oder wenn einen der Verlust des Lieblingskugelschreibers in Verzweiflung stürzt, so nenne ich das unangemessene *Interpretationen*. Wenn einen bei einem Rendezvous der Wunsch überkommt, sich mit mathematischen Problemen zu beschäftigen, oder wenn man sich nicht konzentrieren kann, weil einem ein Werbe-Jingle nicht aus dem Kopf geht, so nenne ich das unangemessene *mentale* Vorgänge. Wenn jemand beim Gespräch mit seiner Vorgesetzten vor Anspannung einen steifen Nacken bekommt, so nenne ich das eine unangemessene *körperliche* Reaktion.

Hat man eine Disposition zu irgendeinem unangemessenen Tun, so gerät man deswegen nicht automatisch in eine bösartige Schleife, in der sich das Tun mit seinen negativen Begleiterscheinungen unaufhörlich wiederholt. Vielmehr wird man normalerweise eine solche Tendenz unter dem Einfluss ihrer negativen Konsequenzen früher oder später verlieren, wenn diese klar genug zutage treten: Eine Disposition etwa, die Hand auf heiße Herdplatten zu legen, wird sich i. a. schon nach wenigen Wiederholungen in eine Disposition umkehren, dies zu vermeiden – man lernt. Liegt die Ursache–Wirkung–Beziehung weniger deutlich auf der Hand, so ist es verständlich, wenn es entsprechend länger dauert, bis man erkennt, dass (und in welcher Richtung) das eigene Tun verbesserungsfähig ist.

Erklärungsbedarf besteht jedoch, wenn jemand mit hinreichender allgemeiner Kompetenz auch nach vielen Wiederholungen der Schleife entweder nicht *einsieht*, dass dieses oder jenes Tun nützlicher wäre, oder es trotz dieser Einsicht nicht in

<sup>3</sup>Meine Definition von *sphexishness* unterscheidet sich also etwas von der Hofstadters. Er scheint davon auszugehen, dass es in jedem Fall gegen die Interessen eines Lebewesens ist, in einer Schleife zu stecken.

die *Tat* umsetzen kann; wenn sich also offenbar über viele Wiederholungen einer böartigen Schleife hinweg kein **Lernfortschritt** einstellt. Mit diesem Phänomen – für das es in der klinischen Psychologie und m. E. auch im Alltagsleben viele Beispiele gibt – möchte ich mich beschäftigen.

Man könnte meinen, dass jemand, der ohne Lernfortschritt in einer böartigen Schleife feststeckt, vielleicht nicht lernfähig („intelligent“) genug ist. Das wäre jedoch nur ein Fall von mangelnder Einsichtsfähigkeit, und nach den obigen Begriffsfestlegungen wäre dann sein Verhalten gar nicht unangemessen und die Schleife gar nicht böartig. Wenn jemand aber *trotz* allgemeiner Lernfähigkeit auf einem bestimmten Gebiet keine Fortschritte macht, dann – so behaupte ich – liegt es daran, dass er zuvor Dinge gelernt hat, die nun auf dem betreffenden Gebiet das Lernen sabotieren. – Ich werde im Folgenden erläutern, wie das gedacht ist.<sup>4</sup>

## 2 Programme und Routinen und ihr Sinn, implizite Meinungen

Zum einen lernen wir Dinge, die wir danach anderen *mitteilen* können („*knowing that*“), z. B. dass die Erde eine Kugel ist; allerdings möchte ich hier statt von „Wissen“ von „**Meinungen**“ reden, die wir uns aneignen, weil das Gelernte auch falsch sein kann. Zum anderen lernen wir Dinge, die wir danach *tun* (und eventuell anderen vorführen) können („*knowing how*“), z. B. Rad fahren oder uns die Tränen verkneifen. Die zweite Sorte Lernen besteht darin, dass wir uns **Routinen** angewöhnen, etwa wie Kochrezepte oder Algorithmen, die uns mit der Zeit automatisch von der Hand gehen. (Wenn ich z. B. ein Klavierstück einübe, dann muss ich anfangs immer auf das Notenblatt schauen, welcher Ton oder Akkord als Nächstes kommt. Nach und nach kann ich aber immer größere Teile des Stückes auswendig, und irgendwann kann ich das Stück als Ganzes spielen, ohne aufs Blatt zu sehen.) Wenn eine Routine abläuft, dann werden die einzelnen Schritte nicht mehr bewusst ausgeführt; vielmehr zieht einer den nächsten automatisch nach sich oder löst ihn aus.

Routinen können mehr oder weniger flexibel sein: Das Klavierstück ist relativ starr; ich habe zwar Freiheiten bei der Ausführung der Details, aber der Gesamt Ablauf ist festgelegt. „Von zuhause an die Uni fahren“ ist deutlich flexibler; je nach Situation nehme ich den kurzen, unattraktiven Weg, einen etwas längeren, attraktiven Weg oder einen noch längeren Weg, bei dem ich unterwegs einkaufen kann, und außerdem muss ich mich unterwegs noch ständig auf die anderen Verkehrsteilnehmer einstellen.

Zur Beschreibung von Routinen eignet sich das Modell des Computerprogramms: In prozeduralen Computersprachen geschriebene Programme sind kürzere oder längere Folgen von Anweisungen; manchmal enthalten sie Fallunterscheidungen (IF-THEN-Anweisungen, diese machen ein Programm flexibel); manchmal enthalten sie (eventuell verschachtelte) Schleifen (nicht exakt im hier gebrauchten Sinne, sondern in dem der Informatik: WHILE-DO- oder REPEAT-UNTIL-Anweisungen); manchmal greifen sie auf andere Programme zurück („Subroutinen“); manchmal fragen sie auch an festgelegten Stellen nach Benutzereingaben (z. B. könnte ein Ostereier-Bemal-Programm nach dem Kochen des Eies fragen, welche Farbe verwendet werden soll). Ich nenne daher den Inhalt einer Routine (das, was automatisiert wird) ein **Programm**.

<sup>4</sup>Diese Darstellung ist u. a. von Ideen aus dem Zen-Buddhismus (Beck 1989; Beck 1993) inspiriert, z. B., dass wir unser Bild von der Welt oft fälschlicherweise für die Wirklichkeit selbst halten.

Programme sind nicht immer (reine) *Handlungsabläufe*: Wie vorher bei den Schleifen kann auch anderes Tun in einem Programm vorkommen: körperliche Vorgänge, mentale Vorgänge, Interpretationen. Handlungen sind lediglich die nächstliegenden Beispiele.

Das Nützliche daran, ein (funktionierendes) Programm zu automatisieren, also zur Routine zu machen, ist, dass es uns Denkarbeit erspart: Wir könnten auch an jeder Ecke, bei allem, was wir tun, nachdenken und bewusst entscheiden; aber das ist anstrengend (oder „teuer“). Wenn wir einmal eine Lösung für ein praktisches Problem gefunden haben – d.h. uns ein Programm zurechtgelegt haben, das den Anforderungen des Alltags oder bestimmter häufig auftretender Situationen gut zu genügen scheint –, dann wäre es Verschwendung, jedes Mal aufs Neue eine Lösung zu erarbeiten. Daher hat die Evolution uns so konstruiert, dass uns Programme, die wir oft durchlaufen, mit der Zeit „in Fleisch und Blut übergehen“, d.h. automatisiert werden, d.h. zu Routinen werden.

Die Automatisierung hat einen Nutzen, aber auch Kosten: Je weiter ein Programm automatisiert ist, desto unflexibler werden wir, die wir uns beim Erreichen eines Zieles auf das Programm verlassen. Wir können nicht mehr so einfach Teile des Programmes abändern oder aus dem Zusammenhang herausgelöst ausführen oder zwischendurch „improvisieren“. (Wenn ich etwa ein Klavierstück auswendig kann, dann kann ich es zwar zu spielen beginnen – „das Programm starten“ – und irgendwann abbrechen und mein Spiel vielleicht noch in gewissem Maße modulieren, aber ich als schlechter Pianist kann z.B. nicht irgendwo mittendrin anfangen oder mein Spiel an einer beliebigen Stelle unterbrechen, zwischendurch Zeitung lesen und dann an derselben Stelle fortfahren.)

Wir haben allerdings noch die Wahl, ob wir das Programm einfach ablaufen und unsere Gedanken dabei schweifen lassen oder ob wir alternativ den Programmablauf bewusst beobachten und eventuell begutachten. Wenn ich das Programm „unbewusst“ ablaufen lasse und mich dann etwas ablenkt oder „aus dem Takt bringt“, dann kann es passieren, dass ich Fehler mache. Nicht ohne Grund fragen wir uns manchmal, ob wir wirklich das Gas abgestellt oder die Tür zugeschlossen haben. Andererseits kann auch zu viel Aufmerksamkeit sich störend auswirken, wenn sie in den normalen Fluss der Routine einbricht (wie in der Geschichte vom Tausendfüßler, der über seine eigenen Beine stolpert, als er gefragt wird, wie er es schafft, sie zu koordinieren).

Anders als bei Computern wird bei einer Routine die Ausführung der nächsten Anweisung (das nächste „Tun“) i. a. nicht mechanisch und unwiderstehlich ausgelöst. Meist gibt es einen mehr oder weniger starken **Drang** oder eine Neigung, die nächste Anweisung auszuführen. Bei Zwangsneurotikern ist dieser Drang schier unwiderstehlich (ein „Zwang“ eben); bei Phobikern besteht ein ebenso starker Drang, bestimmte Handlungen zu unterlassen oder Situationen zu vermeiden (eine „Angst“ eben, gewissermaßen das Spiegelbild zum Zwang). Beim Klavier Spielen hingegen ist es eher nur ein sanftes Schieben, das uns zum nächsten Tastendruck führt. Es gibt jedoch auch hundertprozentige, unwiderstehliche Zwänge, nämlich beispielsweise Reflexe; dabei fragt uns sozusagen unser Körper gar nicht erst.

(Man kann hier spekulieren, warum die Evolution uns nicht z. B. auch bei Reflexen die Wahl gelassen hat, d.h. sie dem Bewusstsein überantwortet hat. Ich sehe zwei plausible Gründe: Zum einen dauern bewusste Entscheidungen länger; zum anderen sind manche Routinen so narrensicher und lebensnotwendig, dass es schädlich wäre, uns dabei die Wahl zu lassen. Die Natur muss das Tun dann noch nicht einmal für uns bemerkbar machen, wenn es sowieso egal ist, was wir davon halten, z. B. bei Reaktionen des Immunsystems.)

„Programme für Menschen“ sind, wie (gute) Computerprogramme, modular: Man kann vorhandene Programme, eventuell abgewandelt, als Bausteine für neue Programme einsetzen und so zur Bewältigung immer neuer und komplizierterer Aufgaben verwenden.

Eine Routine für einen bestimmten Zweck kann für einen anderen Zweck „umgewidmet“ werden. (Wenn wir gelernt haben, mit einem Stift auf Papier zu schreiben, dann erfordert es nur noch eine geringe Umgewöhnung, stattdessen mit Kreide auf einer Tafel zu schreiben. Obwohl wir ein Kreidestück anders in der Hand halten als einen Stift und die Tafel im Gegensatz zum Papier senkrecht statt waagrecht steht, ändert sich bei diesem Übergang unsere Handschrift nicht.) Dabei muss die neue Aufgabe der alten nicht allgemein, sondern nur in den relevanten Strukturen ähnlich sein, ungefähr so, wie manche physikalische Theorien mit völlig verschiedenen Anwendungsbereichen durch denselben mathematischen Formalismus beschreibbar sind. Für den Einsatz solcher umgenutzten Programme brauchen wir zunächst mehr bewusste Kontrolle (jedenfalls an den Programmstellen, wo sich etwas geändert hat), bis wir auch auf dem neuen Gebiet wieder hinreichend Routine gewonnen haben. (Haben wir z. B. gelernt, auf Fahrrädern mit Rücktrittbremse zu fahren, so müssen wir das Fahren auf Rennrädern mit Handbremsen nicht mehr von Grund auf lernen; wir müssen nur die Subroutine fürs Bremsen ändern. Ähnlich verhält es sich mit dem Umstieg auf Motorräder.)

Manchmal werden alte Routinen durch neue ersetzt. Hier hinkt die Computermetapher, denn dadurch, dass wir uns ein neues Programm für bestimmte Situationen angewöhnen, verschwindet nicht das alte. Vielmehr kann es passieren, dass in Stresssituationen oder bei Versagen des neuen Programmes auf die alte Routine zurückgegriffen wird (eventuell unabsichtlich und unbewusst); sie ist durch die neue sozusagen nur überlagert worden. So kennen wir alle aus Filmen das Klischee von dem Mann, der in Todesangst nach seiner Mutter schreit: Es ist plausibel anzunehmen, dass er dabei unwillkürlich auf eine Routine aus seiner frühen Kindheit zurückgreift.

Jedes Programm hat einen **Sinn** (dieses Wort verwende ich als Übersetzung des englischen *rationale*): Es steckt eine Mittel-Zweck-Überlegung dahinter. Deswegen führen wir ja ein Programm aus: weil wir damit bestimmte Ziele erreichen, bzw. zu erreichen hoffen; und weil es in der Vergangenheit meistens für uns funktioniert hat, bzw. funktioniert zu haben scheint. Der Sinn eines Programms ist also gerade das, worauf die Fragen „Wozu machst du das, und warum gerade so?“ oder „Was hast du dir dabei gedacht?“ abzielen.

In Programme gehen oft Meinungen über die Welt ein, beispielsweise dass ein bestimmtes Mittel dazu geeignet ist, einen bestimmten Zweck zu erreichen, oder auch, wie Situationen eines bestimmten Typs zu interpretieren sind. Unter Umständen kann man daraus, dass jemand in bestimmten Situationen eine bestimmte Routine einsetzt, Rückschlüsse auf das Vorhandensein dieser Meinungen bei ihm ziehen. In diesem Sinne kann man sagen, dass eine Routine Meinungen über die Welt verkörpert, bzw. dass im Sinn der Routine Meinungen enthalten sind.

Je mehr ein Programm automatisiert wird, desto mehr kann sein Sinn in Vergessenheit geraten, denn desto seltener haben wir es nötig, uns den Sinn ins Bewusstsein zu rufen, um den nächsten Schritt zu tun. Das Wissen um den Sinn verblasst mangels Gebrauch. Das dürfte auch dahinter stecken, wenn wir auf die Frage, warum wir etwas gerade so machen, antworten: „Keine Ahnung, das mache ich einfach so“, oder sogar: „Das macht man halt so.“ Wir denken uns nichts (mehr) dabei, es ist normal für uns (geworden); u. U. ist eine Routine für uns so selbstverständlich wie Luft oder Schwerkraft geworden, so dass wir nicht einmal mehr bemerken, dass wir *überhaupt*

etwas tun. So gesehen ist es kein Wunder, dass Experten oft große Schwierigkeiten haben, Laien die Anfangsgründe ihres Fachgebietes beizubringen.

Im allgemeinen werden wir in den Fällen, wo wir nicht auf Anhieb sagen können, warum wir etwas gerade so machen, uns dennoch relativ schnell wieder in Erinnerung rufen können, was wir uns ursprünglich dabei gedacht haben. Und wenn wir uns an unsere Überlegungen gar nicht mehr erinnern können, dann können wir i. a. dennoch den Sinn *rekonstruieren*, denn wir wissen ja, was unsere Ziele sind und welche Mittel wir normalerweise für bestimmte Zwecke wählen.

Unsere Routinen können also einen Sinn haben, ohne dass uns dieser bewusst ist. Tatsächlich können sie sogar einen Sinn haben, der uns (oder jemand anderem) *niemals* bewusst war; etwa wenn wir einfach durch Zufall auf ein funktionierendes Programm gestoßen sind und es uns angeeignet haben, ohne uns zu überlegen, *warum* es funktioniert. Dies ist sozusagen ein „**freischwebender Sinn**“ (*free-floating rationale*<sup>5</sup>). (Auf ähnliche Weise kann man Lebewesen *Ziele* und ihren Merkmalen *Funktionen* zuschreiben.<sup>6</sup>) Wenn wir uns allerdings dessen bewusst sind, dass wir einer bestimmten Routine folgen, dann können wir oft auch ihren freischwebenden Sinn und die darin enthaltenen Meinungen über die Welt rekonstruieren.

Wie frei der Sinn einer Routine schwebt, ist wiederum eine graduelle Angelegenheit. Wenn ich zufällig auf ein funktionierendes Programm stoße und es mir gedankenlos zu eigen mache, dann ist sein Sinn in hohem Maße freischwebend; wenn ich eine Reihe von mehr oder weniger klug ausgewählten Programmen auf ihre Nützlichkeit teste und mir dann das beste aneigne, dann ist das ein mittelmäßiges Freischweben; wenn ich mir in allen Details überlege, wie ich mein Ziel und dann jeweils die dabei erwachsenden Teilziele erreichen kann, und mir das resultierende Programm bewusst zu eigen mache, dann ist dessen Sinn überhaupt nicht freischwebend.

Wenn wir Routinen folgen können, ohne dass uns bewusst ist, dass wir etwas tun, geschweige denn, wozu, dann können wir in einem gewissen Sinne auch Meinungen über die Welt haben, ohne dass uns diese bewusst sind, nämlich wenn sie nur in hinreichend vielen unserer Routinen verkörpert sind. Dies sind natürlich keine Meinungen im herkömmlichen Sinne, die ich hier *explizite* Meinungen nennen möchte. Ottos **explizite** Meinungen sind diejenigen, die er äußert oder jedenfalls unter geeigneten Umständen zu äußern bereit ist. (Ich vernachlässige das Problem, dass die Meinungsäußerungen von Menschen manchmal widersprüchlich sind; es kann zumindest abgemildert werden, indem man gegebenenfalls auf Widersprüche hinweist und noch mal nachfragt.)

Ottos **implizite** Meinungen sollen diejenigen „Meinungen“ sein, die sein Verhalten *zeigt*, d. h., die ich ihm aufgrund seines Verhaltens sinnvoll unterstellen kann, unabhängig davon, ob er sie (oder ihr Gegenteil) je äußert oder nicht. Genauer: Ottos implizite Meinungen sind diejenigen, die er haben *müsste*, wenn sein Verhalten rational sein soll. (Ich nehme an, das entspricht ungefähr Dennetts (1987) *Intentional Stance*-Vorgehensweise.)

Es ist nicht ausgeschlossen, dass unsere impliziten Meinungen unseren expliziten Meinungen widersprechen.

Damit ist in diesem Modell auch Platz für eine naturalisierte Form der „unbewussten“ Motive etc., die die Tiefenpsychologie postuliert – was nicht heißen soll, dass es gerade die von Freud postulierten unbewussten Haltungen und Strebungen

<sup>5</sup>Dennett 1987, S. 257–260

<sup>6</sup>Dawkins 1976; Dennett 1995

tatsächlich gibt. Dass Meinungen und der Sinn von Routinen unbewusst sein können, heißt weiterhin auch nicht, dass es z. B. unbewusste Gedanken und Überlegungen gibt.

Wenn man die Existenz impliziter Meinungen zugibt, dann löst sich die Unterscheidung zwischen Routinen und Meinungen auf: Man kann eine *Routine* auffassen als die Meinung, dies und jenes unter den und den Bedingungen tun zu sollen oder zu müssen (je nach Stärke des Dranges); und man kann *Meinungen* auffassen als Interpretationsroutinen oder Routinen, sich gemäß einer bestimmten Aussage zu verhalten (sich so zu verhalten, als wäre die Aussage wahr; bzw. allgemeiner: ein zu der Aussage passendes Tun an den Tag zu legen). Da Meinungen freischwebend sein können, hat „sich gemäß einer bestimmten Aussage verhalten“ nicht notwendigerweise etwas damit zu tun, zu welchen Aussagen man sich explizit bekennt. Programme und Meinungen zusammen möchte ich in Anlehnung an Dawkins (1976) als **Meme** bezeichnen.<sup>7</sup>

### 3 Meme

Ein Mem ist eine Idee oder eine Verhaltensweise oder eine Art, etwas zu tun – physisch oder mental –, die durch Imitation (oder „cultural transmission“<sup>8</sup>) von Mensch zu Mensch übertragen werden kann. Beispiele für Meme sind Moden, Zeremonien, Sitten, Kunst, Architektur, Technologie, Sprache, wissenschaftliche, religiöse oder sonstige Ideen, Bewertungen, Normen, Algorithmen, Rezepte, logische Schlussweisen – grob gesagt: alles, was wir Kultur nennen, oder mehr noch: alles, was man lernen kann. (Genaugenommen müsste man sagen, was übertragen wird, ist die *Fähigkeit*, bestimmte Verhaltensweisen auszuführen oder Ideen anzuwenden; und wenn wir sagen, die Übertragung findet durch *Imitation* statt, dann ist „Imitation“ in einem noch zu klärenden sehr weiten Sinne gemeint, der z. B. verbales Instruiert-Werden und Rekonstruieren des Verhaltens anhand seines Produktes einschließt.)

Indem (manchmal fehlerhafte) Kopien von Memen hergestellt werden, können sich Meme in Gruppen von Menschen verbreiten. Damit sind Meme *Replikatoren*<sup>9</sup> wie die Gene und sind daher einem Prozess der Evolution durch Replikation, Mutation und Selektion unterworfen (kulturelle Evolution).

Dafür, ob ein Replikator (z. B. ein Gen oder ein Mem) sich erfolgreicher ausbreitet als ein Konkurrent (d. h. ein Allel des Gens, bzw. ein das erstere ausschließendes Mem), dafür sind drei Faktoren verantwortlich, zwischen denen ein trade-off stattfindet:

- Langlebigkeit (longevity),
- Fruchtbarkeit (fecundity),
- Kopiertreue (copying-fidelity, accuracy of replication).

Ein Replikator, der in einigen dieser Punkte *besser* ist als ein Konkurrent (und ansonsten gleich gut), wird erfolgreicher als der Konkurrent sein. Ist ein Replikator in einer Hinsicht *schlechter* als ein Konkurrent, dann kann er das dadurch aufwiegen, dass er in anderer Hinsicht hinreichend viel besser als dieser ist.

Jetzt könnte man sagen, dass das, was ich hier Meme nenne – schreiben wir dafür vorübergehend „Mem“ –, nicht notwendigerweise Meme im Sinne von Dawkins

<sup>7</sup>s. auch Dawkins 1999; Dennett 1995; Blackmore 1999

<sup>8</sup>Dawkins 1976, S. 203

<sup>9</sup>Dawkins 1976

und Blackmore sind: Zwar gehören Meme' wie Meme der Kategorie der Ideen und Verhaltensweisen an, aber Meme' werden weder notwendigerweise noch im allgemeinen durch Imitation erworben. Auch drängen sie sich vielleicht nicht gerade auf zur Weitergabe durch Imitation. Dennoch meine ich, dass meine Meme' mindestens eine natürliche Erweiterung des „Raumes“ der Meme bilden (wenn sie nicht sogar einfach Meme sind); denn insofern als Meme' in einem Menschen von anderen Memen' *verdrängt* werden können (insbesondere von erlernten oder imitierten, d. h. von Memen), insofern sind Meme' im selben Rennen wie Meme und konkurrieren mit diesen.

Man könnte auch einwenden, dass meine Überlegungen nicht wirklich memetisch sind, weil ich mich nicht mit der eigentlichen memetischen Fragestellung beschäftige, ob und wie Meme von Mensch zu Mensch übertragen werden, und dass ich insofern den Namen „Mem“ unnützlich führe. Aber wenn wir uns dafür interessieren, warum manche Meme verbreitet sind und andere nicht, dann dürfen wir nicht nur fragen, welche Meme gut zur Imitation geeignet (und in diesem Sinne fruchtbar und kopiertreu) sind. Die Verbreitung von Memen hängt auch davon ab, wie effektiv sie *in* einem Menschen überdauern und Konkurrenten abwehren können. Beides bedeutet Langlebigkeit; aber Konkurrenzabwehr ist auch ein Aspekt von Fruchtbarkeit: Wenn Mem x einmal eingenommene Stellungen besser gegen Mem y verteidigen kann als umgekehrt, dann vermindert x dadurch die Fruchtbarkeit von y und erhöht somit seine eigene *relative* Fruchtbarkeit gegenüber y. Meine Überlegungen *sind* memetisch; sie haben nur einen unüblichen, nämlich „wirtsinternen“ Schwerpunkt.

## 4 Routinen und Meinungen aus der Kindheit: dringlich und oft unbewusst

Wir lernen unser ganzes Leben lang, aber die grundlegendsten, einflussreichsten und damit wichtigsten Dinge lernen wir in der Kindheit.

Je wichtiger eine Kompetenz fürs Überleben ist, desto früher müssen wir sie erwerben. Wir werden mit bestimmten Routinen geboren und müssen danach immer weiter dazu- und umlernen. Angeboren ist uns beispielsweise die Routine, bei jeder Form von Leiden (Schmerzen, Hunger, Einsamkeit, Langeweile usw.) zu schreien. (Auch dass wir überhaupt bestimmte Situationen – z. B. Alleinsein – als Leiden „interpretieren“, ist uns angeboren.) Mit der Zeit lernen wir, auf Leiden flexibler zu reagieren, so dass unsere Eltern schneller und spezifischer Abhilfe schaffen können. Wir lernen auch, individueller mit unserem Leiden umzugehen, je nachdem, welche Programme in unserer Familiensituation am besten zu funktionieren scheinen: Das eine Kind fährt besser, wenn es die Eltern mit größtmöglichem Lärm terrorisiert; das andere hat mehr Erfolg mit stillem Dulden.

Je früher wir etwas lernen, desto größer ist der Drang, der betreffenden Routine zu folgen bzw. die betreffende Meinung beizubehalten; und entsprechend groß ist auf der anderen Seite die **Hemmung**, die Routine zu verlassen bzw. die Meinung aufzugeben. Ein Grund dafür ist, dass es für kleine Kinder von existenzieller Wichtigkeit ist, ihren Eltern, von denen sie abhängig sind, möglichst gut zu gefallen, um sich möglichst viel *parental investment* zu sichern: Was wir sehr früh lernen, zählt für uns als lebenswichtig, selbst wenn es das für uns als Erwachsene überhaupt nicht mehr ist. (Warum ist für uns z. B. die Vorstellung so schlimm, die Toilette nicht rechtzeitig zu erreichen, wenn wir müssen? Warum essen Erwachsene, die in Notzeiten aufgewachsen sind, oft so, als könnte morgen wieder eine Hungersnot ausbrechen?) Weiter ist eine Routine

um so „eingeschliffener“, also auch um so schwerer aufzugeben, je länger und öfter sie verwendet wird. Außerdem kommen Routinen, je früher wir sie uns angeeignet haben, in desto mehr anderen Routinen als Bausteine vor und beeinflussen daher um so stärker unser Tun; je früher wir uns eine Meinung angeeignet haben, in desto mehr Routinen ist sie als „Wissen über die Welt“ benutzt worden.

Es gibt noch einen weiteren Grund, aus dem Routinen und Meinungen sehr schwer aufzugeben sein können: Sie existieren nicht isoliert voneinander, als lägen sie in verschiedenen Schubladen eines Archivs, sondern beeinflussen sich wechselseitig. Wird eine Routine „verstärkt“ (d.h. tiefer eingeschliffen), so werden z.B. auch die von ihr verwendeten Subroutinen und unterstellten Meinungen verstärkt.

Routinen können auch auf dem Umweg über „die Welt“, über Verhalten und die resultierenden Erfahrungen, miteinander wechselwirken: Haben wir etwa Meinungen und Routinen, die dazu führen, dass wir andere oft maßregeln, so verstärken diese indirekt bei uns die Meinung oder Befürchtung, dass wir oberlehrerhafte Nervensägen sind, weil wir auf unser Verhalten hin diese Einschätzung unserer selbst von anderen vermittelt bekommen oder sie ihnen unterstellen. Auf ähnliche Weise können Routinen auch gegeneinander wirken: Wenn wir z.B. eine eingefahrene Meinung haben, dass wir *ungeschickt* sind, wir uns aber ein neues Betätigungsfeld mit neuen Routinen erschließen, in dem wir uns öfter als *geschickt* erleben, so werden die neuen Routinen der alten Meinung langsam das Wasser abgraben.

Routinen können auch „im Kopf“, über das von ihnen bewirkte *mentale* Tun, aufeinander Einfluss nehmen, etwa wenn wir einerseits eine Meinung haben, dass wir einen bestimmten Makel haben, und andererseits eine Routine, die im Dienste unseres Selbstwertgefühls jeden Gedanken an diesen Makel noch im Keim zu ersticken versucht. Die Meinung und die Routine werden einander als Antagonisten entgegenwirken, also die Wirkung des jeweils anderen zu vermindern suchen. Ich vermute allerdings, dass sie einander dabei nicht *schwächen* werden in dem Sinne, dass der Drang, dem einen Folge zu leisten, *geringer* würde, wenn wir dem anderen nachgeben; eher im Gegenteil.

Es kann also schwierig sein, eine einzelne Routine oder Meinung aufzugeben, wenn diese Teil eines größeren Netzes von Routinen und Meinungen ist, die sich wechselseitig stützen. (Dies rechtfertigt den metaphorischen Gebrauch der konstruktivistischen Idee, dass jeder Mensch in seiner eigenen, selbst konstruierten Wirklichkeit lebt: Diese „Wirklichkeit“ ist nicht *die* Wirklichkeit, sondern nur ein sehr stabiles Gewebe aus mehr oder weniger zutreffenden Meinungen über die Welt, das aber „von außen“, aus einer anders gearteten und teilweise inkompatiblen „Wirklichkeit“, nur schwer zu verändern ist. Man stelle sich als krasse Beispiele Diskussionen vor zwischen einem geistig Gesunden und einem Paranoiker, einer Marxistin und einer Konservativen oder einem Zeugen Jehovas und einer Atheistin.)

Vielleicht können wir uns unsere Routinen und Meinungen als wie ein Ökosystem organisiert vorstellen. Die Ressource, um die die verschiedenen Routinen und Meinungen miteinander wetteifern, ist, *wirken* zu dürfen, d.h. in Tun umgesetzt zu werden; die Gewinner „wachsen“, indem sie (bzw. der ihnen innewohnende Drang) verstärkt werden. Kooperation und Konkurrenz, Symbiose und Parasitismus sowie Räuber-Beute-Beziehungen sind möglich. (Eine der meinem Modell zugrunde liegenden Intuitionen ist, dass Routinen bzw. Meinungen nicht passiv in unseren Köpfen herumliegen wie Werkzeug im Werkzeugkasten, das wir nach Gutdünken zur Hand nehmen, sondern sich vielmehr bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit darum reißen, das Steuer übernehmen zu dürfen, wie in einem Kindergarten, wo nur der oder die Lauteste bemerkt wird.)

Je früher wir uns eine Routine angeeignet haben, desto wahrscheinlicher ist uns ihr Sinn unbekannt, sei es, weil er von Anfang an freischwebend war, sei es, weil eventuelle Gedanken über den Sinn schon sehr lange zurück liegen, sei es, weil die Routine so allgegenwärtig ist, dass sie uns gar nicht mehr als unser Tun bewusst ist. Entsprechend gilt für Meinungen, dass sie uns desto eher unbewusst (also freischwebend und nur aus unserem Tun rekonstruierbar) sind, je früher wir sie uns angeeignet haben.

Im Lauf der Zeit erweitern und ändern wir unseren Katalog von Situationen, die als angenehm resp. unangenehm interpretiert werden. (Wenn der Vater laut ist, bedeutet das, dass er gut gelaunt ist oder dass es gleich Streit gibt? Bedeutet Alleinsein, in Frieden gelassen zu werden oder vernachlässigt zu werden?) Mit der Zeit wird immer komplizierter und idiosynkratischer, welche Situationen wir als Glück und welche wir als Leiden erleben, weil immer mehr Typen von Situationen (um-)kategorisiert werden, die immer weniger direkt mit dem ursprünglichen „kreatürlichen“ Leiden und Glücksempfinden zusammenhängen.

Was können das für Routinen und Meinungen aus der Kindheit sein, die uns eventuell unbemerkt so prägen? – Als Erstes fallen einem natürlich *Verhaltensroutinen* ein. Wir lernen greifen, gehen, sprechen, usw.: Routinen, die wir unser ganzes Leben über verwenden. Wir lernen Routinen (z. B. bei Problemen nach den Eltern zu schreien), die wir später durch andere ersetzen. Neben relativ situationsspezifischen Routinen („bevor ich über die Straße gehe, muss ich zuerst nach links und dann nach rechts gucken“) lernen wir allgemeinere, unspezifischere Routinen: „Ich muss nett zu anderen Menschen sein“ oder „ich muss andere meiden“ oder „ich muss andere ausnutzen“ oder „ich muss andere einschüchtern“ usw., die zwar anderen als für uns typisch auffallen mögen, uns selbst aber später so sehr zweite Natur geworden sind, dass wir sie nicht mehr als unser Tun bemerken.

Darüber hinaus lernen wir auch Routinen, die noch weniger deutlich ins Auge springen, z. B. solche, die uns bei der Planung unseres Verhaltens und bei unserer Selbstdarstellung helfen: Wir lernen, welche Sorten von Verhalten und Gefühlen wir von uns selbst erwarten können; was für Verhalten wir von anderen erwarten können; was wir von der Welt erwarten können; was wir tun und wie wir sein müssen oder sollten; was wir nicht tun und wie wir nicht sein dürfen. Kurz, wir lernen, *wer wir sind* und wie die Welt und die Menschen sind. Wenn sich hierbei Irrtümer und dysfunktionale Routinen einschleichen und halten können, dann werden diese nur sehr schwer zu bemerken und aufzugeben sein.

## 5 Routinen, Meinungen und *sphexishness*

Wie hängen nun Routinen und (eventuell freischwebende) Meinungen mit *sphexishness* zusammen? Wir sind genau dort *sphexish* – d. h. stecken genau dort ohne Lernfortschritt in böartigen Schleifen –, wo wir uns irgendwann Systeme von Routinen bzw. Meinungen angeeignet haben,

1. die ein für uns (jedenfalls für uns als Erwachsene mit den entsprechenden Kompetenzen) *unangemessenes* Tun beinhalten;
2. (a) die wir so oft verwenden, dass sie für uns so gut wie *unsichtbar* sind (d. h. wir bemerken nicht, dass wir etwas tun bzw. dass unser Tun bestimmte Sachverhalte unterstellt; eine Art Betriebsblindheit),

- (b) oder die für uns von hoher *Dringlichkeit* sind (d.h. wir haben in den betreffenden Situationen einen starken Drang, der Routine zu folgen bzw. den jeweiligen Standpunkt einzunehmen; die Option, von der Routine abzuweichen, ist mit einer starken Hemmung verbunden, bzw. es widerstrebt uns sehr, die Meinung in Frage zu stellen);
- 3. (a) die uns *Interpretationen* von bestimmten Typen von Situationen oder Geschehnissen aufdrängen, so dass die Routine verstärkt bzw. die Meinung bestätigt (oder jedenfalls nicht falsifiziert) wird,
- (b) oder uns bestimmte Typen von Verhaltensweisen oder Situationen *anstreben* bzw. *vermeiden* lassen, so dass die Routine verstärkt bzw. die Meinung bestätigt wird.

Dabei müssen unter (2) und (3) jeweils die Punkte (a) und (b) nicht unbedingt beide erfüllt sein. Wenn aber *beide* Glieder eines Paares erfüllt sind, so wird der Grad unserer *sphexishness* um so höher sein; ihre Wirkung summiert sich. – Logisch Vorgebildete können sich meine Behauptung auch veranschaulichen durch die Kurzformel

$$\text{sphexishness} \iff (1) \wedge [(2.a) \vee (2.b)] \wedge [(3.a) \vee (3.b)].$$

Warum ist das so? – Ich begründe zunächst, warum aus dem Erfülltsein der angegebenen drei Bedingungen das Vorliegen von *sphexishness* folgt.

Wenn uns nicht *bewusst* ist, dass wir etwas tun (2.a), dann kommen wir nicht auf die Idee, dass wir etwas besseres tun könnten (wir *bemerken* nicht die Existenz und Dienlichkeit einer Alternative).

Wenn wir einen starken *Drang* haben, eine bestimmte Sache zu tun, bzw. eine starke Hemmung, etwas anderes zu tun (2.b), dann fällt es uns schwer, etwas Dienlicheres zu tun (wir haben Schwierigkeiten, die dienlichere Alternative *auszuführen*).

Die Bedingung (2) genügt, damit wir *einige Male* das Unangemessene tun; aber wir sind neugierig, kreativ und lernfähig, und Hemmungen können abgebaut werden. Damit wir in einer böartigen Schleife *stecken bleiben*, muss durch irgendetwas ein Lernfortschritt verhindert werden. Dieses Etwas ist die Bedingung (3).

Wenn wir stark zu einer bestimmten Interpretation I neigen, sozusagen alles durch diese Brille sehen (3.a), dann lernen wir im Laufe der Schleifen-Wiederholungen das *Falsche*, nämlich immer wieder I, anstelle von: „In einigen Fällen war I unzutreffend.“

Wenn wir uns nur einem *Teil* aller möglichen Typen von Situationen aussetzen (3.b), dann gibt es Dinge (Alternativen, insb. bessere), die wir *nicht* lernen.

Wenn wir also ein System von Routinen und Meinungen haben, das (1), (2.a) und/oder (2.b) sowie (3.a) und/oder (3.b) erfüllt, dann macht uns dieses *sphexish*.

Betrachten wir nun die umgekehrte Richtung. Ich lege dar, warum wir *nicht sphexish* sind, wenn die angegebenen drei Bedingungen *nicht* alle erfüllt sind.

Wenn (1) nicht erfüllt ist, liegt kein unangemessenes Tun vor, also auch keine *sphexishness*.

Wenn (2.a) und (2.b) nicht erfüllt sind – d.h. wenn ich genau weiß, was ich tue, und es mir leicht fiel, es zu unterlassen –, dann werde ich früher oder später merken, dass mein Tun nicht optimal ist, und mich entsprechend umstellen (dass ich die dazu nötigen Kompetenzen besitze, gehört zum Begriff *unangemessen*).

Man könnte meinen, ich hätte bei diesem Schluss unterstellt, dass auch die Bedingungen (3.a) und (3.b) nicht erfüllt sind, d.h. dass der Lernfortschritt nicht verhindert wird. Tatsächlich folgt das jedoch schon aus dem Nichterfülltsein von (2.a) und (2.b).

Wenn wir genau wissen, was wir tun ((2.a) ist nicht erfüllt), dann wissen wir insbesondere, dass wir zu bestimmten Interpretationen neigen und bestimmte Situationen suchen bzw. meiden, und können ggf. den negativen Einfluss *dieser* Neigungen bemerken. Diese Neigungen sind (für das Geschehen relevante) Routinen von einer gewissen Dringlichkeit. Aber wenn (2.b) nicht erfüllt ist, dann ist diese Dringlichkeit nicht sehr hoch. Wir können also, nachdem wir den negativen Einfluss dieser Routinen bemerkt haben, auch von ihnen abweichen. Dann machen wir mit der Zeit den im vorigen Absatz behaupteten Lernfortschritt.

Wenn (3.a) und (3.b) nicht erfüllt sind – d. h. wenn wir „alles mögliche“ erleben und es unvoreingenommen betrachten –, dann wird uns mit der Zeit die Unangemessenheit unseres Tuns klar werden (wir werden erkennen, dass uns dienlichere Möglichkeiten zur Verfügung stehen) und zugleich werden langsam der Drang zum Alten und die Hemmung gegenüber dem Neuen abgebaut werden, wenn wir die ihnen zugrunde liegenden Illusionen durchschauen. So werden wir irgendwann fähig, das bessere zu tun, und damit, aus der bösartigen Schleife auszubrechen.

## 6 Erstes Beispiel: Mückenstiche

Als einfaches Anwendungsbeispiel betrachte ich den Umgang mit Mückenstichen. Manche Menschen – sagen wir mal, Anna z. B. – haben große Mühe, den Drang zu unterdrücken, an ihren Mückenstichen zu kratzen, wenn diese jucken. Letztendlich leistet Anna ihm doch immer wieder Folge. Sie weiß, dass dadurch der Schmerz auf die Dauer eher schlimmer wird, und ärgert sich selbst über ihr Verhalten, kommt davon aber nicht los.

Hier handelt es sich offensichtlich um eine bösartige Schleife: Es wäre Annas Interessen dienlicher, wenn sie an den Stichen nicht kratzen würde, und sie sieht das ein und könnte es auch tun; also ist ihr Tun unangemessen. Und dennoch tut sie es immer wieder; sie lernt nicht das Richtige aus ihren Erfahrungen.

Was ist die Erklärung? – Anna hat irgendwann gelernt, (i) dass Mückenstiche manchmal unangenehm jucken und (ii) dass Kratzen kurzfristige Linderung verschafft. Sie ist damit auf ein (auf kurze Sicht) funktionierendes Programm gestoßen: „Wenn ein Mückenstich juckt, dann kratze daran.“ Die Befolgung dieses Programms setzt jedoch einen Teufelskreis in Gang: Nach einer Weile beginnt der Stich stärker zu jucken; das bestätigt die Meinung, dass Mückenstiche unangenehm sind (i); man kratzt wieder und das verschafft kurzfristige Linderung; wegen dieses Erfolgserlebnisses wird das Programm „verstärkt“ (ii); bald juckt der Stich wieder – und so weiter. So erscheinen Anna juckende Mückenstiche immer schlimmer (i); und gleichzeitig wird der Drang, darauf ggf. mit Kratzen zu reagieren, immer stärker (ii).

Die Routine und die Meinung sind zwar sehr gut „sichtbar“ (2.a), aber von hoher Dringlichkeit (2.b). Die Fehlinterpretation besteht darin, dass Mückenstiche als sehr schlimm bewertet werden (3.a); und Anna macht nie die Erfahrung, wie es ist, wenn sie das Jucken einige Zeit untätig hinnimmt (3.b).

Vielleicht kann mein Modell zur Erklärung bestimmter Fälle von Willensschwäche beitragen: Anna hat zwei antagonistische Routinen, nämlich einerseits den „bösen“ Wunsch, an ihren Mückenstichen zu kratzen, andererseits den „guten“ Wunsch (den *Willen*), deren Jucken nicht zu verschlimmern, bzw. allgemeiner, sich zu beherrschen. Um eine Erklärung dafür zu geben, warum manche Menschen willensstark und andere willensschwach sind (allgemein oder nur in Bezug auf Mückenstiche), müsste man Bedingungen angeben, die bestimmen, unter welchen Umständen welche der

beiden Routinen „sieg“. Dabei wird es nicht nur darum gehen, welche von beiden stärker ist; eine gute Erklärung müsste auch Interaktionen mit anderen Memen berücksichtigen. Wenn Anna etwa eine starke *Meinung* hat, dass sie willensschwach ist („ich schaff’s ja doch nicht zu widerstehen“), dann kann diese mit ihrem Kratzdrang kooperieren. Wenn sie gemeinsam die Schlacht für sich entscheiden, dann wird dadurch diese Meinung bestätigt und also verstärkt, und Annas Willensschwäche wird wieder ein Stückchen wirklicher.

## 7 Zweites Beispiel: Unattraktivität

Otto ist ein Single und hält sich (zumindest „implizit“) für unattraktiv und ist darüber unglücklich. Er begegnet einer Frau – sagen wir, Anna –, die ihm gut gefällt. Ihre Blicke treffen sich, und dann schaut Anna weg.

Für Otto ist die Sache klar: Anna guckt weg, weil er unattraktiv ist und sie deswegen nichts mit ihm zu tun haben will. Wenn er versuchen würde, sie in ein Gespräch zu verwickeln, dann würde er auf Ablehnung stoßen. Um sich diese Verletzung zu ersparen, versucht er es lieber erst gar nicht.

Es steht aber überhaupt nicht fest, ob er mit seiner Einschätzung richtig liegt. Annas Weggucken muss nichts mit seiner Person zu tun haben. Vielleicht hat sie weggeguckt, weil ihr eine Fliege ins Auge geflogen ist, weil sie sich über etwas ganz anderes Sorgen macht, weil sie ihn mit jemand anderem verwechselt hat oder weil sie schüchtern ist. Womöglich geht in ihr sogar etwas ganz Ähnliches vor wie in ihm: Sie findet ihn attraktiv und hält sich selbst (zumindest implizit) für unattraktiv und wendet den Blick ab, weil sie nicht aufdringlich erscheinen möchte.

Vielleicht hat Otto aber auch recht und Anna findet ihn tatsächlich unattraktiv, wie er so krumm und verkrampft dasteht und sie mit verkniffenem Gesicht misstrauisch ansieht. – Aber vielleicht steht und guckt er so, weil er sich für unattraktiv hält: eine selbsterfüllende Prophezeiung.

Scheinbar geht es nur um Ottos Meinung

- „ich bin unattraktiv“.

Aber wenn das so scheint, dann deswegen, weil wir eine Vielzahl von Meinungen als automatisch mit der ersten verknüpft unterstellen. Otto meint vermutlich (implizit) auch so etwas wie:

- „es ist schlimm, unattraktiv zu sein“,
- „wenn ich auf interessante Frauen zugehe, dann werden sie mich zurückweisen“,
- „es ist schlimm, zurückgewiesen zu werden“,
- „weil ich unattraktiv bin, werde ich nie eine Liebesbeziehung haben“,
- „es ist schlimm, keine Liebesbeziehung zu haben“.

Das ist aber alles keine selbstverständliche Folge seiner vermeintlichen Unattraktivität und in dieser Allgemeinheit auch ziemlich sicher falsch. Otto könnte auch denken: „Ja, ich bin schon unattraktiv, aber was soll’s! Ich kann trotzdem mit dieser Frau ein anregendes Gespräch haben. Und wenn sie keine Lust hat, auch egal: Es gibt ja noch andere. Auch unattraktive Männer finden i. a. irgendwann Frauen, für die sie

attraktiv sind. Und selbst wenn ich nie eine Liebesbeziehung haben sollte, so bin ich doch immer noch ein ganz guter Volleyballspieler, bin geschickt im Umgang mit Holz, habe Spaß mit meinen Freunden und im Kino und gebe der Welt etwas durch mein Engagement bei Greenpeace.“ In diesem Fall erwüchse aus Ottos (vermeintlicher) Unattraktivität überhaupt kein Problem für ihn.

(Man könnte einwenden, dass ein solches System von Meinungen nicht die richtige Art von Alternative zu Ottos System von pessimistischen impliziten Meinungen ist, weil die angegebenen optimistischen Meinungen schwerlich *implizit* sein können. Sie sind sozusagen zu vernünftig, zu durchdacht, zu komplex. Ich würde nicht einmal den Fall ausschließen, dass Otto explizit die optimistischen und gleichzeitig implizit die pessimistischen Meinungen hat. Ein System impliziter Meinungen, das als Alternative zu Ottos pessimistischen Meinungen geeignet ist, bestünde z. B. darin, dass er seiner Attraktivität, eventuellen Zurückweisungen und seinen Aussichten auf eine Liebesbeziehung gar keine große Bedeutung beimisst oder desbezüglich sogar einen unverkrampften Optimismus hegt, der Fehlschläge leicht wegsteckt.)

Damit wir ein funktionierendes Beispiel für *sphexishness* erhalten, müssen wir Otto auch die übrigen pessimistischen Meinungen (oder ähnliche) unterstellen. Weiterhin hat Otto offenbar die Routine

- „geh nicht auf attraktive Frauen zu!“ ,

um Zurückweisung zu vermeiden. Und vielleicht hat er auch noch die Routine, sich sozusagen körperlich und mimisch „hängenzulassen“ in Situationen, wo ihm seine (vermeintliche) Unattraktivität mit ihren (vermeintlichen) negativen Folgen schmerzlich vor Augen steht.

Wenn es Otto immer wieder ähnlich wie im geschilderten Fall ergeht und er das immer wieder auf die angegebene, ihn betrübende Art interpretiert, dann, so behaupte ich, steckt er ohne Lernfortschritt in einer böartigen Schleife, d. h. dann ist er (in dieser Hinsicht) *sphexish*. Um zu zeigen, dass die Schleife, in der Otto laut Annahme steckt, böartig ist, müssen wir zeigen, dass sein Tun in solchen Situationen i. a. unangemessen für ihn ist. Das heißt, dass es Verhaltensweisen und Interpretationen des Geschehens gibt, die seinen Interessen dienlicher wären, und er kompetent ist, deren Dienlichkeit zu erkennen und sie auszuführen bzw. sich zu eigen zu machen.

Offenbar machen seine Meinungen Otto unzufrieden. Das liegt vor allem an seiner *Bewertung* der (vermeintlichen) Sachlage: „es ist schlimm, unattraktiv zu sein“ und „es ist schlimm, keine Liebesbeziehung zu haben“. Mittelbar trägt dazu seine sonstige Sicht der Sachlage bei, insofern sie eine negative Bewertung nahelegt: „ich bin unattraktiv“ und „weil ich unattraktiv bin, werde ich nie eine Liebesbeziehung haben“. Außerdem hat er sich auf der Basis seiner Meinungen („wenn ich auf interessante Frauen zugehe, dann werden sie mich zurückweisen“ und „es ist schlimm, zurückgewiesen zu werden“) Routinen angeeignet („geh nicht auf attraktive Frauen zu!“), die zur Folge haben, dass er selten Unterhaltungen mit attraktiven Frauen hat und entsprechend weniger Spaß hat und weniger erlebt. Insbesondere verringern diese Routinen seine Chancen auf die ersehnte Liebesbeziehung und tragen damit weiter zu seiner Unzufriedenheit bei. Hat Otto zudem noch die Routine, sich seiner (vermeintlich) schlimmen Situation wegen körperlich hängenzulassen, so macht ihn das eher unattraktiver, was wiederum mittelbar zu seiner Unzufriedenheit beiträgt.

Man könnte einwenden, wenn Otto nun *tatsächlich* irgendwie objektiv unattraktiv ist, dann wären doch seine Meinungen korrekt und insofern angemessen. – Dazu ist zunächst zu sagen, dass korrekte Meinungen nicht in jedem Fall angemessen sein müssen. Unter Umständen ist es nützlicher, zu einem Sachverhalt keine oder

sogar eine falsche Meinung zu haben. Dies gilt vor allem für selbsterfüllende Prophezeiungen: Es ist nützlicher, keine Meinung zu einem Thema zu haben, als einer pessimistischen selbsterfüllenden Prophezeiung anzuhängen, selbst wenn diese im Moment gerade zutreffen sollte; und noch nützlicher ist es, einer optimistischen selbsterfüllenden Prophezeiung anzuhängen, selbst wenn diese im Moment gerade nicht zutreffen sollte. Allerdings ist es schwierig, absichtlich (momentan) korrekte Meinungen aufzugeben – eventuell zugunsten (momentan) falscher. Es ist aber nicht unmöglich: Man kann sich etwa in eine psychotherapeutische Behandlung begeben, in deren Verlauf schädliche pessimistische Meinungen gegen nützliche optimistische ausgewechselt werden, wohl wissend, dass dabei auch einige (momentan) korrekte durch (momentan) falsche Meinungen ersetzt werden mögen.

Weiter: Wenn Otto tatsächlich unattraktiv ist, dann ist zwar seine gleichlautende Meinung korrekt, aber ihre vermeintlichen Konsequenzen sind es nicht notwendigerweise.

Vor allem Ottos Bewertung der Sachlage („es ist schlimm, unattraktiv zu sein“, „es ist schlimm, keine Liebesbeziehung zu haben“) ist auf jeden Fall unangemessen. Das für jemanden Schlimme ist das, worüber er lamentiert oder sich aufregt, das, was ihn quält und ihn nicht ruhen lässt – oder ihn lähmt. Dass jemand die implizite Meinung hat, eine vermeintliche Tatsache sei **schlimm**, heißt für mich, dass er einen starken Drang hat, sich mit diesem Sachverhalt zu beschäftigen, obwohl diese Beschäftigung sein Leben sehr beeinträchtigt. Ich behaupte, dass es bei unangenehmen *Tatsachen* in jedem Fall nützlicher ist, sie zu akzeptieren.

Um das zu erklären, muss ich zunächst einem häufigen Missverständnis vorbeugen: Zu *akzeptieren*, dass momentan z. B. vielerorts gefoltert wird, impliziert nicht, diesen Ist-Zustand als Dauerzustand hinzunehmen. Wir müssen als Tatsache hinnehmen, dass momentan gefoltert wird und dass wir die geschehene Folter nicht ungeschehen machen können, aber wir können zugleich alles in unserer Macht Stehende tun, damit sie möglichst bald ein Ende hat.

## Literatur

- Beck, Charlotte Joko. 1989. *Everyday Zen: Love and Work*. San Francisco: HarperCollins.
- . 1993. *Nothing Special: Living Zen*. San Francisco: HarperCollins.
- Blackmore, Susan. 1999. *The Meme Machine*. Oxford: Oxford University Press.
- Dawkins, Richard. 1976. *The Selfish Gene*. New York/Oxford: Oxford University Press.
- . 1999. *The Extended Phenotype: The Long Reach of the Gene*. Revised edition. Oxford/New York: Oxford University Press.
- Dennett, Daniel C. 1984. *Elbow Room: The Varieties of Free Will Worth Wanting*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- . 1987. *The Intentional Stance*. Cambridge, Mass./London: MIT Press.
- . 1995. *Darwin's Dangerous Idea: Evolution and the Meanings of Life*. New York: Simon & Schuster.
- Hofstadter, Douglas R. 1986. „On the Seeming Paradox of Mechanizing Creativity“. Chapter 23 of *Metamagical Themas: Questing for the Essence of Mind and Pattern*, 526–546. Toronto/New York/London/Sydney/Auckland: Bantam.